

Das österliche Lied in der Kirche und in der Welt zum Klingen bringen

Für einen katholischen Theologen ist die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Münster vergleichbar mit der Verleihung des Oscars. Im Unterschied zu den Oscarpreisträgern weiß ich schon seit einiger Zeit, dass mir diese Ehre bevorsteht und muss jetzt nicht überrascht wirkend auf die Bühne springen und von Dankbarkeit überwältigt vom größten Tag meines Leben sprechen. Das muss und werde ich nicht tun. Mit einer Ausnahme. Ich bin überzeugt davon, dass in diesem Moment meine Mutter und mein Vater vom Himmel her voller Stolz ganz gebannt mit verfolgen, was hier geschieht und dass das heute geschieht verdanke ich neben meiner Frau und meinen Kindern, vor allem auch meinen Eltern.

Von Karl Barth wird gesagt, er gehe davon aus, dass man an der Garderobe im Himmel seine Doktorhüte abgeben müsse. Wenn es bei mir einmal soweit ist, werde ich meine Urkunde von Münster auf alle Fälle mitnehmen. Vielleicht hilft sie mir ja, wenn mir noch ein paar Punkte fehlen für den Einlass. Ihnen, meine Damen und Herren der katholischen Fakultät jedenfalls ein herzliches Danke für diese Auszeichnung, Ihnen, lieber Professor Thomas Schüller Danke für ihre Würdigung.

Vor genau 40 Jahren – 1972 – traf ich den heutigen Erfurter Bischof Joachim Wanke – damals war er noch Assistent von Prof. Heinz Schürmann- in der Bar Mosqua in Prag. Wir sind uns seitdem immer wieder begegnet. Als ich ihn im letzten Jahr an seinem 70. Geburtstag in aller Frühe anrief, sagte er mir am Schluss unseres Gespräches, er wünsche mir etwas von der Freude des Auferstandenen. Dieser Wunsch wirkte bei mir noch lange nach. Später las ich in einem Beitrag von ihm über die Kirche: „Die Kirche kann sich nicht selbst garantieren. Sie ist Widerschein des Evangeliums. Sie ist für das Evangelium,

um des Evangeliums willen da. Sie ist – im Bild gesprochen – nicht die Melodie selbst, sondern nur deren Resonanzraum. Sie muss und darf das österliche Lied, das allein von Gott ausgeht, zum Klingen bringen. Davon lebt sie. Das ist ihre Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger“.(1)

Wo vernehmen wir dieses österliche Lied in der Kirche und in der Welt? Ich spreche bewusst nicht nur von der Kirche, sondern auch von der Welt, weil ich, wenn ich gefragt würde, was der Beweis für den Sündenfall der Welt ist, mit Paul Tillich antworten könnte: “die Religion selber, nämlich eine religiöse Kultur *neben* einer Welt in dieser Kultur und ein Tempel *neben* einem Rathaus, das Abendmahl *neben* einem täglichen Abendessen, das Gebet *neben* der Arbeit, Meditation *neben* Forschung, caritas *neben* eros ...« . (2)

Es sind in diesen Tagen auch genau 40 Jahre her, dass ich als Schüler Karl Rahner in München besuchte, um mit ihm ein Interview für unsere Schülerzeitung zu führen. Wenn ich heute dieses Interview nachlese, bin ich erstaunt, dass die Themen, mit denen ich mich in den letzten Jahrzehnten befasst habe, genau die Themen sind, die ich auch damals schon in diesem Gespräch mit Karl Rahner angesprochen habe: Priester, Zölibat, Sexualität und natürlich die Kirche. Mir ist von diesem Gespräch in meinem Gedächtnis vor allem haften geblieben, dass er damals schon von der Kirche als der *ecclesia semper reformanda* sprach. Weiter hat folgende Passage aus diesem Gespräch tief in meinem Herzen und meiner Seele einen Platz gefunden und mich in den letzten Jahrzehnten stark geprägt.

Auf die Frage des damals 21Jährigen auf dem Hintergrund der Einstellung der fortschrittlichen Wochenzeitung „Publik“: „Müsste eigentlich nicht jeder überzeugte Katholik diese Kirche verlassen oder darf er seine Zugehörigkeit tatsächlich noch rechtfertigen mit der Devise: Lieber reformieren von innen her als bekämpfen von außen her?“, auf diese Frage antwortete Karl Rahner: „Wenn

ich ein Christ bin, wenn ich meine, dass zum Christentum auch eine Gemeinschaft des Glaubens gehört, wenn ich der Meinung bin, dass eine solche Glaubensgemeinschaft eine Glaubensgemeinschaft mit *Institutionen* sein muss, dann muss ich, wenn ich Christ, erst recht, wenn ich katholischer Christ bin, die konkrete Kirche grundsätzlich bejahen. Von daher ist es dann selbstverständlich, dass ich, wenn ich meine, sie sei zu reformieren, das nur von einer Reformation von innen her versuchen kann... dass man also, ..., den langen Marsch durch die Institution notwendigerweise antreten muss.“

Dieser lange Marsch durch die Institution, den ich seitdem gegangen bin und auf dem ich mich in einer gewissen Weise auch heute noch befinde, war von vielen schönen, aber auch von vielen schwierigen Erfahrungen geprägt. Ich möchte nicht verschweigen, dass es auf diesem Weg auch Zeiten gab, in denen ich große Zweifel hatte, ob das der richtige Weg ist, auch, ob diese Kirche wirklich *die* Kirche ist, für die ich mein Herzblut einsetzen möchte. *Die* Kirche, von der Joseph Ratzinger in seiner *Einführung in das Christentum* schreibt: „Nur wer erfahren hat, wie über den Wechsel ihrer Diener und ihrer Formen hinweg Kirche die Menschen aufrichtet, ihnen Heimat und Hoffnung gibt, eine Heimat, die Hoffnung ist: Weg zum ewigen Leben – nur wer dies erfahren hat, weiß, was Kirche ist, damals und heute“. (3) Ich konnte es gut verstehen und kann es gut verstehen, dass viele in meiner allernächsten und weiteren Umgebung dieser Kirche, die aus ihrer Sicht und nach ihrer Erfahrung ihnen eben nicht Heimat und Hoffnung gab, verlassen haben und es sich dabei oft nicht einfach gemacht haben.

Mir haben auf meinem Weg in der Kirche Personen wie Pierre Teilhard de Chardin, Karl Rahner, Thomas Merton und Henri Nouwen geholfen, nicht aufzugeben, dabei zu bleiben, tiefer zu sehen, die äußere Kruste Kirche von dem Kern zu unterscheiden, um den es wirklich geht: die Melodie, das österliche Lied, das allein von Gott ausgeht, und das in der Kirche und in der Welt zum

Klingen zu bringen Aufgabe der Kirche ist beziehungsweise ihre Aufgabe sein sollte. Ich habe von ihnen auch gelernt, sensibler dafür zu werden, wo dieses österliche Lied in der Kirche, aber auch außerhalb der Kirche zum Klingen kommt.

So schreibt Thomas Merton in einem Brief an die Theologin Rosemary Radford Ruether: „Ich frage mich manchmal, ob die Kirche echt ist. Ich glaube es, wie du weißt. Aber manchmal frage ich mich, ob ich verrückt bin, das zu glauben. Bin ich Teil eines großen Schwindels? Ich drücke mich vielleicht nicht so gut aus, wie ich möchte: Ich spüre echtes Vertrauen in die Tatsache, dass Christus in der Welt präsent ist, und daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber ist diese Präsenz dort, wo wir es von ihr behaupten? Wir zeigen alle irgendwo hin, aber mein Verdacht ist, dass wir in die falsche Richtung zeigen.“ (4)

Ich habe gemerkt, wenn ich in dieser Demut von Kirche und Gott sprechen kann, mit dieser Zurückhaltung und das ganz bewusst auch als katholischer Christ, dann, ja dann kann die Kirche auch ein Ort sein, an dem immer wieder einmal leise, dann wieder lauter das österliche Lied zum Klingen kommt, wobei dieser Ort für mich vorwiegend die Eucharistiefeier ist, auf die ich, glaube ich, nie verzichten könnte und wollte. Wenn ich in dieser Demut von Kirche und Gott spreche, dann vernehme ich aber auch in der Welt die österliche Melodie, wenn in dem, was in der Welt geschieht, das geschieht, was eigentlich in der Kirche geschehen müsste, ich dabei und darin Gottes Anwesenheit und Wirken spüre. Man denke etwa an die Rolle und Stellung der Frauen *da* in der Gesellschaft, *dort* in der Kirche. Oder man denke die Einstellung zur Homosexualität und den Umgang mit homosexuellen Menschen, *da* in der Gesellschaft, *dort* in der Kirche. Manchmal wäre es hier angebracht statt von Entweltlichung der Kirche von der Verweltlichung der Kirche zu sprechen und für diese Verweltlichung der Kirche zu plädieren, weil und insofern in der

Toleranz, dem Respekt und der Würdigung, die zum Beispiel Frauen in unserer Gesellschaft erfahren – so ausbaufähig und ausbaunotwendig sie sind -, Einstellungen zum Ausdruck kommen, die zutiefst auf christlichen Werten gründen. Hier nimmt die Gesellschaft eine Vorreiterrolle wahr, die eigentlich die Kirche übernehmen müsste.

Der Historiker John Boswell konnte aufzeigen, dass es letztlich das Christentum war, das die Sklaverei abschaffte. Denn, obwohl die christlichen Kirchen sich über eine lange Zeit nicht hervortaten in der Opposition gegen die Sklaverei, waren alle Argumente, die im 18. Und 19. Jahrhundert im Kampf gegen die Sklaverei angeführt wurden, Ideen, die sich in der westlichen Welt aufgrund des Christentums durchgesetzt hatten. Vorstellungen von Nächstenliebe, grundsätzlicher Würde aller Menschen, die Liebe für Freund und Feind, arm und reich und anderes mehr. Statt christliche Prinzipien zu zwingen, sich der Welt anzupassen, zwang das Christentum die Welt, sich christlichen Prinzipien anzupassen. Könnte es sein, dass manche dieser genuin christlichen Werte heute über die Welt Einzug in die Kirche hält, die Welt die Kirche „zwingt“, sich zum Beispiel, was die Frauenfrage oder die Beurteilung homosexueller Menschen und homosexueller Liebe betrifft, ihrer eigenen Ideale und Werte zu besinnen, damit aber das österliche Lied in der Kirche und in der Welt zum Klingen kommt?

Das aber wollen wir doch als Kirche. Das österliche Lied zum Klingen bringen. Damit das geschehen kann, dürfen wir der augenblicklich allenthalben feststellbaren Resignation, wenn es darum geht, wie es mit der Kirche weitergeht, nicht verfallen, müssen wir innerlich aufwachen, uns hinstellen, und das Unsere dazu beitragen, dass diese Kirche unsere Kirche bleibt. Wir dürfen sie nicht einfach aufgeben, auch nicht irgendwelchen Kräften überlassen, die augenblicklich stärker zu sein scheinen.

Weil das meine Kirche ist und ich will, dass sie meine Kirche bleibt, war es daher für mich immer wichtig und ist es mir heute noch wichtiger, dass ich das ins Wort bringe, was ich für richtig und wichtig erachte, von dem ich überzeugt bin. Ich mich ohne Angst in dieser Kirche bewege. Ich mich von niemanden davon abhalten lasse, auch nicht von einem Papst oder einem Bischof, das zu sagen, was ich als Wahrheit erkenne. Ich im Bewusstsein des königlichen Priestertums, an dem ich als Getaufter teilhabe, dann, wenn es notwendig ist, den Mut habe, in Liebe und Respekt zu widersprechen, mich mit meinen Mitchristen zu streiten, zu denen dann auch meine Brüder Bischöfe gehören. Ich bin davon überzeugt, dass unsere Kirche nur dann eine Chance hat, wenn wir als Christen und Christinnen den Mut haben zu sagen, was wir als Wahrheit erkennen, aufstehen, uns melden, widersprechen, miteinander streiten – in gegenseitigem Respekt. Die Apostel und die Ältesten haben uns das doch vorgemacht wie wir in der Apostelgeschichte erfahren. Sie haben miteinander gerungen und gestritten und dabei die Erfahrung gemacht, dass der heilige Geist gerade auch in der Auseinandersetzung, in der Spannung seine Chance hat, zum Zuge zu kommen.

Dass man mich nicht falsch versteht. Als katholischer Christ bin ich für den Papst, die Bischöfe, die Priester. Ihnen kommt zum Beispiel durch die Weihevollmacht eine ganz eigene Rolle zu. Allein sie können sich doch um Gottes willen, wirklich Gottes wegen, nicht über die anderen, die so genannten Laien, stellen, ihre Eigenarten und Vorlieben, die ihnen persönlich zugestanden sein mögen, zur Norm erklären, so als seien diese mitgeweiht worden und jetzt für alle bindend. Nein! Wenn es Diözesen gibt, in denen Mitarbeitern gedroht wird, wenn sie sich nicht an kirchliche Vorstellungen halten, in denen ein Klima der Angst und des Denunziantentums herrscht, in denen anscheinend im Namen des Evangeliums der Dialog verweigert, die brüderliche und schwesterliche Konfrontation als Majestätsbeleidigung gewertet mit Ausgrenzung geahndet

wird – ja, dann und da wird die Kirche nicht als Widerschein des Evangeliums erlebt.

Wir müssen den Mut haben, ein klerikales Verhalten, das immer noch meint, von oben nach unten schalten und walten zu können, zu unterlaufen und nicht länger zu akzeptieren, sofern es sich dieses klerikale Verhalten letztlich als eine Kaschierung von Lieblosigkeit erweist, die mit einem spirituellen Mantel überdeckt wird und dann auch noch als Willen Gottes deklariert wird.

Wenn ich von klerikalem Verhalten spreche, meine ich eine Einstellung und Verhaltensweise, für die ein bestimmtes Denken und eine entsprechende Verhaltensweise typisch sind. Das heißt klerikales Verhalten beschränkt nicht auf die so genannten Kleriker und ihr Verhalten. Wir entdecken es auch unter Medizinern, Juristen oder den so genannten Laien. Auch kann man nicht von vorneherein alle Kleriker mit klerikalem Verhalten in einen Zusammenhang bringen, da es natürlich sehr wohl Kleriker gibt, die alles andere denn ein klerikales Verhalten an den Tag legen. (5)

Klerikales Gebaren und Verhalten kann sich darin zeigen, dass diejenigen, die für andere da sind, den wirklichen Kontakt zu denen, für die sie da sein sollen, verloren haben. Es gibt in diesem Fall im wahrsten Sinne des Wortes keinen Kontakt, da ein Gefälle in der Beziehung entstanden ist, bei dem die einen die „oben“, die anderen die „unten“ sind. Im Umgang miteinander kann das dazu führen, dass die Person, die sich oben befindet, die Person, die sich unten befindet, entpersönlicht, zu einem Objekt macht. Sie wird zu einem Geringeren gemacht, ihre Würde nicht länger gewürdigt. Eine echte Beziehung ist nicht länger möglich. Die Rolle dominiert die Interaktion.

Ein klerikales Verhalten liegt weiter vor, wenn der, der „oben“ ist, sich für etwas Besonderes hält beziehungsweise ihm eine Sonderrolle zugestanden wird und dieser daraus ableitend ein Anspruchsdenken an den Tag legt, das dazu führt, dass ihm Privilegien zugestanden werden, die ihn von den anderen nicht nur unterscheiden, sondern auch abheben. Dazu kann kommen, dass ihm im Unterschied zu anderen zugestanden wird, dass das, was er tut, undurchsichtig bleiben kann, Entscheidungsvorgänge unter sich und seinesgleichen ausgehandelt wird und Verbindlichkeit von ihm weniger eingefordert werden kann als von jenen, die nicht zur Gruppe der von „oben“ gehören.

Ein entscheidendes oder sogar das entscheidende Kennzeichen klerikalen Verhalten ist: Es fehlt an der Liebe. Diese ist von der Ideologie, der absoluten Wahrheit, die höher eingeschätzt wird als die Liebe, abgelöst worden. Das Verfolgen dessen, was anscheinend oder angeblich wichtig ist, erlaubt es gegen die Liebe zu verstoßen. Dabei scheut man sich nicht davor im religiösen Kontext sein liebloses Verhalten spirituell zu überhöhen oder spirituell zu kaschieren. Die herausgehobene Position wird dazu gebraucht und missbraucht, um der Durchsetzung der Wahrheit, der „heiligen Sache“ Nachdruck zu verleihen.

Einem solchen klerikalen Verhalten steht ein priesterliches Verhalten gegenüber, das sich aus der allen Getauften im 1. Petrusbrief zugesprochene königliche Priesterschaft ergibt und sich in bestimmten Haltungen und Verhaltensweisen niederschlägt. So zeigt sich die priesterliche Haltung zeigt in erster Linie in der Liebe, im liebevollen Umgang miteinander. Priesterliches Verhalten zeigt sich darin, wenn wir bei allen unterschiedlichen Rollen und Funktionen, die es gilt wahrzunehmen und zu beachten, bereit und fähig dazu sind, uns gegenseitig die Füße zu waschen. Wir nicht vergessen, dass es wichtiger ist, miteinander zu sein als Recht zu haben. Wenn ich als Christ dem,

der eine andere Meinung hat als ich nicht länger die Füße waschen kann, mag ich zwar furchtbar Rechthaben, aber...? „Hätte ich aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts“

Worum es im Augenblick geht, ist eigentlich ganz einfach und klar, zugleich, so scheint es, genau das, was augenblicklich in der Kirche schier unmöglich erscheint. Es geht schlicht darum, dass wir in der Kirche wieder *miteinander* reden. Auf Augenhöhe. Gemeinsam als königliche Priesterschaft, als Gottes Volk in dieser Krise uns unterstützen, *aufeinander* hören, *miteinander* überlegen, wie es weitergeht. Aber noch einmal: auf Augenhöhe. Wieweit sind wir noch davon entfernt. Der in Mannheim begonnene Dialogprozess ist ein guter und gut gemeinter Anfang, aber ein Dialog auf Augenhöhe ist das noch nicht. Ich sage das in allem Respekt vor Bischöfen wie Robert Zollitsch, Franz-Josef Bode, Joachim Wanke, Ludwig Schick oder Karl Lehmann und anderen. Diese Bischöfe und führende Katholiken wie Alois Glück sollten wir unterstützen, auch wenn, wie ich allenthalben feststellen muss, immer weniger diesem Mannheimer Projekt eine echte Chance einräumen, wirklich etwas zu bewegen, ja die Stimmen sich mehren, die von einem Flop reden.

Bei einem Dialog auf Augenhöhe würde ich meinen Brüdern im Bischofsamt sagen:

Liebe Brüder!

Ich weiß nicht, ob ihr uns das glaubt, aber wir würden uns gerne einfach vertrauensvoll auf euch, unsere Brüder, die ihr ein Hirtenamt innehabt, einlassen. Das, was ihr sagt, manchmal auch fordert, beherzigen. Mit euch arbeiten in einer Kirche, die wir als Gemeinschaft erleben. Eine Kirche, die sich selbst als Gottes Kirche versteht und in der und durch die ja – oh, das wünschen

wir uns so sehr – Christus als Lumen gentium, als Licht der Völker aufstrahlt. In der das österliche Lied zum Klingen kommt.

Aber, so mein Eindruck, irgendetwas steht zwischen euch und uns, jedenfalls bei einigen von euch. Kann es sein, dass manche von euch, liebe Brüder, offensichtlich immer noch glauben, uns von oben herab behandeln zu müssen. Ist jenen unter euch, auf die das zutrifft überhaupt bewusst? Was glaubt ihr, wer ihr seid? Ihr seid doch unsere Brüder! Und nicht unsere Herrscher. Da kann es doch nicht wahr sein, dass ihr auf uns herabschaut und glaubt uns einfach euere Vorgaben vorlegen zu können, die wir dann zu erfüllen haben. Wir sind Brüder und Schwestern! Und als Brüder und Schwestern müssen wir brüderlich, schwesterlich, geschwisterlich miteinander umgehen. Auch, weil wir uns - ihr uns, wir euch – gegenseitig brauchen, gerade auch jetzt, wo es darum geht, dass wir miteinander, ich betone miteinander, schauen müssen, wie es weitergeht mit unserer Kirche.

Das aber setzt voraus, dass wir miteinander reden, diskutieren, streiten, gemeinsam nach dem richtigen Weg schauen. Gemeinsam und auf Augenhöhe. Merkt ihr nicht, wie weit weg manche von euch von uns seid, unserer Wirklichkeit, unseren Nöten. Dem, was uns bewegt? Habt ihr vergessen, dass nicht ihr oder der Papst der Lenker und Leiter unserer Gemeinschaft, die sich Kirche nennt, seid, sondern der Heilige Geist? Der Heilige Geist, der ganz sicher durch euch spricht, aber auch durch uns. Habt ihr das vergessen? Wir freuen uns, in euch Brüder zu haben, die ein besonderes Amt innehaben, die einen wichtigen Dienst in unserer Gemeinschaft wahrnehmen. Es ist gut, dass es euch gibt und wir sind dankbar für den Dienst, den ihr für uns leistet. Doch, liebe Brüder, was hält euch eigentlich davon ab, mit uns zusammen herauszufinden, was der Heilige Geist von uns will, wie es weitergeht mit unserer Gemeinschaft? Was hält euch davon ab, in fröhlicher Demut damit zu rechnen, dass, wie Karl

Rahner es sagt, „der Geist weht, wo *er* will, dass er keine exklusive Erbpacht bei“ euch „eingrichtet hat, dass das nie völlig reglementierbare Charismatische ebenso notwendig zur Kirche gehört wie das Amt, das nie einfach mit dem Geist identisch ist und ihn nie ersetzen kann, dass auch das Amt seine wirklich effiziente Glaubwürdigkeit vor den Menschen nur im Erweis des Geistes und nicht durch die bloße Berufung auf die noch so legitime formale Sendung und Autorität hat“. (6) In diesen Worten Karl Rahners hört man regelrecht das österliche Lied erklingen.

Und wenn jetzt vom Heiligen Geist und seinem Wirken in unserer Kirche die Rede ist, da muss ich gestehen, dass manchmal in mir die Frage auftaucht: Könnte es sein, dass Gott gerade in dieser Zeit in besonderer Weise in unserer Kirche anwesend ist, sein Geist in ihr wirkt? Dass er, sie, die „Ruach“, unsere Kirche im Augenblick kräftig durcheinander wirbelt. Weil es höchste Zeit ist.

Ich meine manchmal wir gehen bei unserer Beurteilung darüber, wie es um die Kirche steht, zu sehr von einem sehr einseitig kirchlichen Blick aus, starren auf die Zahlen, darauf, wie viele Männer zum Priestertum geweiht werden und so weiter und sofort. Wir wollen es kirchlicherseits gerne so haben, wie wir meinen, dass es sein muss und sein sollte. Könnte es aber nicht sein, dass Gott uns die Stirn bietet und sagt: Merkt ihr eigentlich nicht, dass ich es ganz anders haben möchte. Merkt ihr nicht, dass ich mich längst nicht mehr wohlfühle in all den Verkrustungen und Auswüchsen, die sich im Laufe der Jahrhunderte in meine Kirche eingeschlichen haben? Es jetzt einfach genug ist? Ich will, dass meine Kirche wieder mehr wirklich der Ort ist, an dem nicht nur von der Liebe geredet wird, sondern Liebe spürbar ist, die Liebe, die ich doch selbst bin. Und diese Liebe nicht länger erstickt wird durch Enge und Engherzigkeit. Durch Regeln und Dogmatismus, für die man dann auch noch mich verantwortlich macht?

Die augenblickliche Krise kann uns motivieren, dass wir wieder mehr aufeinander zugehen. Denn die Krise, in der wir uns befinden, hat auch damit zu tun, ist auch dadurch bedingt, dass wir so sehr voneinander abgerückt waren, unsere Ideale verraten haben, es an der Liebe haben fehlen lassen, die doch unser Erkennungszeichen ist. Sein sollte. „Seht, wie sie einander lieben“ lässt Tertullian die heidnische Welt voller Hochachtung von den Christen künden. O Gott, wie weit sind wir davon doch entfernt! Und doch, auch wenn mich meine Brüder und Schwestern einen unverbesserlichen Romantiker heißen werden: Darum geht es uns doch: Das österliche Lied, das von Gott kommt, der die Liebe ist, in und durch die Kirche, *unserer* Kirche, zum Klingen zu bringen.

In unseren Gottesdiensten, wenn wir miteinander beten, gelingt es uns manchmal eine Atmosphäre zu schaffen, eine Sprache an den Tag zu legen, einen Umgang miteinander zu pflegen, die etwas von dem königlichen Priestertum widerspiegelt und in denen das österliche Lied voll zum Klingen kommt. Auch, weil dann wirklich Brüder und Schwestern beisammen sind, die mit unterschiedlichen Rollen und Aufgaben betraut sind, vor allem aber sich des sie verbindenden königlichen Priestertums bewusst sind und sich aus diesem Bewusstsein heraus sich wirklich als Brüder und Schwestern verstehen und dies dann auch nach dem Gottesdienst nicht in Abrede stellen oder vergessen.

Allein, das ist die große Crux, an der unsere Kirche leidet, dass im Alltag, im außerliturgischen Umgang miteinander, das Bewusstsein unserer gemeinsamen königlichen Priesterschaft schwindet, an die Stelle der Liebe, die Gott selbst ist, oft Lieblosigkeit, Unachtsamkeit, Respektlosigkeit treten, damit aber Gott, der die Liebe ist, außen vor bleibt. In der Kirche, die doch, so Bischof Joachim Wanke, den Resonanzraum für das österliche Lied, das von Gott kommt, sein

sollte. Wenn wundert es dann, dass Menschen diesen Resonanzraum woanders suchen und auch finden!?

Ich glaube es ist deutlich geworden, wie es in unserer katholischen Kirche zugehen könnte, würden wir uns auf unsere Anfänge besinnen und uns miteinander auf den Weg machen, alles zu tun, damit unsere Kirche ein Widerschein des Evangeliums wird. In ihr die Melodie zum Klingen kommt, die allein von Gott kommen kann. Wir sollten miteinander alles daran setzen, dass das geschieht.

Was würde das für Energien freisetzen, die wir im Augenblick vergeuden, weil wir uns gegenseitig blockieren! Was würde das für eine Freude machen, in einer solchen Gemeinschaft zu leben, zu arbeiten, zu lieben, in einer Kirche, in der das österliche Lied zum Klingen kommt! Nach einer solchen Kirche sehne ich mich und Gott sei Dank gibt es ja auch diese Kirche. Ich denke an die Männer und Frauen, die sich selbstlos einsetzen für andere, die ihre Stimme für die Entrechteten erheben, die ihr echtes Interesse, ihre Sorge und Zuneigung in der Begegnung mit körperlich und seelisch kranken Menschen zum Ausdruck bringen. Aber, ich wünschte mir, es gäbe mehr davon. Wir würden mehr davon spüren. Auch, weil wir eine solche Kirche, in der das österliche Lied zum Klingen kommt, so dringend brauchen oder bräuchten.

Ich tröste mich hier mit Erasmus von Rotterdam, der meint: „Ich ertrage meine Kirche und hoffe, dass sie sich bessert. Meine Kirche muss mich ertragen und ich hoffe, dass ich mich bessere“, wohlwissend, dass, wie Karl Rahner das so schön sagt, „alle Erneuerung, aller Fortschritt der Kirche ... gleichsam immer wieder hineinverzehrt werden in die Erfahrung der Mühsal der Geschichte, in die Enttäuschung über uns selbst, die wir doch die Kirche sind und sie also auch so erfahren werden, wie wir uns erfahren müssen, so wir nur wahrhaftig gegen

uns selbst sind. Wir spielen immer die unvollendete Symphonie der Ehre Gottes, und immer nur die Generalprobe“ (7)

Als 5jähriger, so Karl Barth, habe er an einem Palmsonntag den ganzen Tag damit verbracht, die Gardinen hochzuhalten und nach draußen zu schauen – in der freudigen Erwartung, dass Jesus gleich vom Bremgartenwald nach Bern einziehe. Gefragt, ob er nicht am Abend enttäuscht war wegen der „Parusieverzögerung“, antwortete er: „O nein, keineswegs! Vielmehr habe ich gedacht, wenn das Warten auf ihn schon so schön war, wie schön wird es erst sein, wenn er tatsächlich eintrifft!“ (8)

Ja, wie schön wird es erst sein, wenn er tatsächlich eintrifft! Der Feststellung des Basler Neutestamentlers Oskar Cullmann, das Zweite Vatikanum sei wohl ein heilsgeschichtliches Ereignis gewesen, setzte Karl Barth entgegen, es gebe immer eine letzte Unsicherheit in Bezug auf das, was ein heilsgeschichtliches Ereignis sei, um dann die Frage zu stellen: „Wie ist es denn? ‚Wenn zwei oder drei‘ schlicht und unauffällig, versammelt sind in meinem Namen (Mt 18,20), wenn sie Ihn anrufen und Ihm danken, *ist* Er da nicht mitten unter ihnen? *Ist* das nicht – ohne alle letzte Unsicherheit – ein, ‚heilsgeschichtliches Ereignis‘?“

“Wer ...unter Kirche vor allem die Amtskirche und ich Zentrum versteht, tappt in eine Falle“, schreibt Franz-Xaver Kaufmann. „Denn das ist nicht der Kern des Christentums, auch nicht seiner römisch-katholischen Form. Das Christentum lebt in der Feier des Gedächtnisses an Lehre, Leiden, Tod und Auferstehung seines Gründers und das, was daraus folgt: Glaube, Hoffnung, Liebe.“ (9)

Ist es nicht das, worum es letztlich geht? Wo immer wir *diese* Erfahrung machen dürfen, kommt das österliche Lied zum Klingen. – in der Welt und in der Kirche. Ist er mitten unter uns. Hat die Zeit des Wartens ihr Ende gefunden,

entdecken wir tatsächlich eine Gestalt, die auf einem Esel sitzend daher reitet und es ist gleichgültig, ob es sich dabei um einen Mann oder eine Frau handelt. Entscheidend ist dann, dass wir in diesem Moment, wenn wir stille werden, in unserem Herzen, da wo wir sind, in der Welt, in der Kirche, das österliche Lied vernehmen, um gemeinsam erst leise und dann immer lauter in die Melodie des österlichen Liedes einzustimmen und uns davon bestärken zu lassen für unseren Weg auf unserer gemeinsamen Pilgerschaft.

Auf dieser Pilgerschaft lassen wir nicht nach von einer Kirche zu träumen, die, so Pierre Teilhard de Chardin, „um uns zu verführen, mit ihr zu fühlen und vorauszufühlen – sich fähig zu zeigen wüsste, mit der Welt zu fühlen und vorauszufühlen. Ich kann nicht zulassen, so Pierre Teilhard de Chardin, dass die abgeschlossene oder ängstliche Atmosphäre, die man im Augenblick in der Kirche atmet, die des Evangeliums sein soll.“

Und dann habe ich tatsächlich einen Traum:

Gründonnerstag, Fußwaschung. Eine illustre, außergewöhnliche Gruppe hat sich in der Peterskirche um Papst Benedikt XVI. versammelt. Leonardo Boff und seine Frau, Hans Küng, vor wenigen Tagen doch noch zum Kardinal ernannt, auch wenn er sich zunächst etwas geziert hatte. Dann entdecke ich tatsächlich auch Eugen Drewermann, der ein paar Worte mit seinem Nachbarn Kardinal Joachim Meisner austauscht. Und ist das nicht Bischof Rudolf Müller, zusammen mit Marie-Theres Wacker und Marianne Heimbach-Steins! Ja, und wie kommen die hierher? Das müssten doch Anne Will und ihre Lebenspartnerin Miriam Meckel sein, zwischen ihnen Bischof Franz-Josef Overbeck, der sich da offensichtlich sehr wohl fühlt? Ja und auch Franz-Xaver Kaufmann hat sich eingefunden, vertieft in ein Gespräch mit Bischof Felix Genn. Der Papst macht seine Runde, wäscht allen die Füße, assistiert von

seinem Sekretär Georg Gänswein, der bei einigen Jüngern und Jüngerinnen ganz schön ins Schwitzen gerät. Als Benedikt XVI. bei der Frau von Leonard Boff ankommt, wäscht er ihr die Füße und bittet sie dann, ihren Platz einnehmen zu dürfen, um sich von ihr die Füße waschen zu lassen. Sie wäscht sie zärtlich und küsst sie. Papst Benedikt scheint es zu genießen. Der liebe Gott, der das alles vom Himmel aus beobachtet, wundert sich sehr, greift an seine Brust und meint: „Mir wird es plötzlich so warm ums Herz. Wie lange nicht mehr, wenn ich an meine katholische Kirche denke. Vielleicht, vielleicht... ? Ich will ihr noch einmal eine Chance geben.“

Nur ein Traum?

Literatur

- (1) Joachim Wanke, Evangelisch und Katholisch, in: Christ in der Gegenwart, Nr.23/2011,253
- (2) Christian Feldmann, was uns unbedingt angeht, in: Publik Forum Br.11,Juni 2004
- (3) Joseph Ratzinger, Einführung in das Christentum,München 2005,326
- (4) Mary Tardiff, At Home in the World. The Letters of Thmas Merton and Rosmary Ruether, New York 1995,17
- (5) George B.Wilson, Clericalism. The Death of Priesthood, Colleville 2008
- (6) Karl Rahner, Strukturwandel derKirche als Aufgabe und Chance, Freiburg 1972
- (7) Christ in der Gegenwart, Nr.26/2012
- (8) Eberhard Busch, Meine Zeit mit Karl Barth. Tagebuch 1965 – 1968, Göttingen 2011
- (9) Fanz -Xaver Kaufmann, Was ist katholisch, was ist „römischer Geist“?, in: Christ in der Gegenwart, Nr.38!2011,422

